Zeitschrift: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte = Société Suisse d'Histoire Economique et Sociale

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Band: 13 (1995)

Artikel: Unter "Männern" : geschlechtliche Zuschreibungen in der Schweizer Armee zwischen 1870 und 1914

Autor: Rychner, Marianne / Däniker, Kathrin

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-871671

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Marianne Rychner und Kathrin Däniker

Unter «Männern»

Geschlechtliche Zuschreibungen in der Schweizer Armee zwischen 1870 und 1914

Dass das Verhältnis der Geschlechter in enger Wechselwirkung steht mit der gesellschaftlichen Bedeutung des Militärs, ist keine neue Erkenntnis. Die 1894 veröffentlichte These des Soziologen Georg Simmel in seinem Aufsatz «Der Militarismus und die Stellung der Frauen» mag seinem Stil entsprechend nicht gerade minutiös belegt und – gemessen an der Mehrzahl zeitgenössischer Publikationen zwar nur in geringem Masse – geprägt sein von einer dualistischen Vorstellung des Geschlechterkonzeptes. Und doch ist sie bemerkenswert: «Tiefer noch greift der Gesichtspunkt, dass militärische Tendenzen eine straffe Zentralisierung der Gewalt, eine strenge Unterordnung und Gehorsam fordern; und dieselbe zeigt sich nun innerhalb des einzelnen Hausstandes, aufgrund jener die ganze Sozialgeschichte durchziehenden Analogie zwischen der Form, die die Gruppe als Ganzes hat, mit derjenigen, die jedes ihrer Elemente in sich aufweist. [...] Aber nicht nur vermöge jener eigenartigen Analogiebildung des Gruppenlebens führt die das Individuum vergewaltigende Disziplinierung des Kriegslebens zu der Unterdrückung der Frauen; sie tut es auch auf dem Wege, dass sich die Herrschsucht der Männer, der Trieb, zügellos der Laune zu folgen, an dem schwächeren Geschlecht schadlos hält, da er im politisch-kriegerischen Leben unbedingt unterdrückt werden muss.»[1]

Obwohl Simmel vom «Trieb», von der «Herrschsucht der Männer» und dem «schwächeren Geschlecht» als etwas Gegebenem im Sinne einer anthropologischen Konstante ausgeht, erkennt er doch die Wandelbarkeit sowohl des Geschlechterverhältnisses als auch der diesbezüglichen Bedeutung des Militärs und relativiert dadurch jegliche absolute Aussage über das Wesen von Mann und Frau. Simmel legt in seinem Aufsatz das Schwergewicht auf die gegenseitige Bedingtheit und Wechselwirkung zwischen dem Geschlechterverhältnis und dem Stellenwert militärischer Institutionen und Denkweisen innerhalb einer Gesellschaft

in einer bestimmten historischen Situation: «Gerade derartige Entwicklungen, wo innerhalb einer Gruppe sogar die Wandlungen des kriegerischen Interesses Hand in Hand gehen mit Wandlungen in der Stellung der Frauen – gerade solche sind für den ursächlichen Zusammenhang beider Sozialelemente besonders beweisend, und wir begegnen ihnen an den verschiedensten Punkten der Welt.»[2]
Als einen solchen «Punkt der Welt» betrachten wir das im Entstehen begriffene Massenheer in der Schweiz zwischen 1870 und dem Ersten Weltkrieg. Mit der Zentralisierung der vor 1874 kantonal organisierten Armeen und der damit verbundenen Durchsetzung der allgemeinen Wehrpflicht entspricht die Schweiz einem gesamteuropäischen Trend: «Das Aufkommen der modernen Millionenheere im Zeitraum zwischen 1871 und 1914 mit ihrem komplizierten Führungs-, Verwaltungs- und vor allem kriegstechnischen Apparat führt zwangsläufig zu einem Verzicht auf die ‹universale› Betrachtungsweise des Krieges und der Kriegführung. Die neuen Bedingtheiten absorbieren mehr oder weniger die Kräfte des Soldaten in freilich notwendigen Sonderbereichen, rufen schliesslich den ‹homo faber› mit seinem Streben nach technischem Perfektionismus auch in der militärischen Welt ins Leben. Das Arbeitsverteilungsprinzip der industriellen Gesellschaft findet hier seine Parallele.»[3]
Gesellschaftliche Arbeitsteilung ist eng verwoben mit geschlechtlichen Konnotationen. Als konstituierendes Element sozialer Beziehungen ist der Geschlechtergegensatz ein alle sozialen Beziehungsräume, -strukturen und -orte durchziehendes Symbolsystem.[4] Verschiedene Tätigkeiten und Eigenschaften werden entlang der herrschenden Geschlechterrollenkonzeption «männlich» oder «weiblich» besetzt. Es stellt sich nun die Frage, wie sich die geschlechtliche Konnotation innerhalb einer ausschliesslich aus Männern bestehenden Institution auswirkt, welche überdies als unantastbarer Hort der «Männlichkeit» gilt, als Brutstätte der «Männlichkeit», in der «Männer» Männer zu «Männern» erziehen. Aber gerade unter Männern ist man nicht einfach «männlich», nur weil man ein Mann ist. Die Arbeitsteilung innerhalb der Armee erfordert nämlich auch die Ausführung «weiblich» konnotierter Tätigkeiten; Tätigkeiten, die den Soldaten als «männlich» auszeichnen, während er sich damit im Zivilen das Prädikat «weibisch» einhandeln würde. «Männliche» und «weibliche» Eigenschaften sind also einerseits kontextabhängig und nicht zwangsläufig an das biologische Geschlecht gebunden und haben andererseits eine systematische Funktion im Rahmen der Erziehung zum «Mann». Das Geheimnis, wie im Militär der Mann zum «Mann» wird, sieht der Ethnopsychoanalytiker Mario Erdheim in der Behandlung als

Frau, welche jeder Rekrut erfahren muss: «Hinter den Mauern der Kaserne muss der Rekrut zuerst einmal die Frauenrolle, so wie sie in der Gesellschaft üblich ist, zu spielen lernen: er übt mit höchster Präzision das Bettenmachen, Aufräumen und Putzen. Unversehens merkt er, dass er sich laufend die Frage stellen muss, ob er auch passend angezogen sei, ob sein Gewand richtig sitze und der Gelegenheit entsprechend oder nicht.»[5]

Ausgehend von diesen grundsätzlichen Überlegungen untersuchen wir geschlechtliche Konnotationen innerhalb der Männerorganisation Armee zwischen 1870 und 1914. Anhand von militärischer Anweisungsliteratur und Artikeln der Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitung (ASMZ) soll der argumentative Diskurs auf geschlechtliche Metaphern und Geschlechterstereotypen hin ausgeleuchtet werden, um Geschlecht als konstituierendes Element gesellschaftlicher Räume und demzufolge die Kontextabhängigkeit der geschlechtlichen Zuschreibungen offenzulegen. Welche symbolische Ordnung gebiert folgende geschlechtlich-metaphorische Sichtweise, welche den prüfenden Blick auf potentielle Rekruten parallel setzt mit dem des Junggesellen auf Brautsuche? «Der verständige Freier wählt nicht einzig auf dem grossen Kilbitanz – da erscheinen alle schön, reich und angenehm, – er beobachtet die Töchter bei der Arbeit, in der Familie, in den verschiedenen Lebensverhältnissen [...], und dann trifft er die Wahl.»[6]

Es sollen in diesem Zusammenhang keine direkten Schlüsse über die effektive Stellung der Frauen oder die Erfahrungswelt der Soldaten gezogen werden; die Überlegungen beziehen sich auf die geschlechtliche Symbolordnung, die auf der Ebene von Idealbildern Ausdruck eines herrschenden normativen Konzeptes ist, welches den geschlechtlichen Zuschreibungen zugrunde liegt.

Die Armee als «männliche» Institution

Die geschlechtliche Konnotation der Männerorganisation als solche war unbestechlich «männlich». Das Militär galt als Männerschule; unbestritten erfüllten Armee und Wehrpflicht eine zentrale Sozialisationsfunktion bei der Konstruktion von «Männlichkeit». Dies nicht als blosse Erkenntnis heutiger Geschlechtergeschichte, sondern als ein den Militärs um die Jahrhundertwende durchaus bewusster Mechanismus, der klar benannt und deklariert wurde: «Das Ziel der soldatischen Erziehung ist Entwicklung männlichen Wesens!»[7] Als Ziel wird also nicht die Ausbildung des Rekruten im Sinne eines Berufes vorangestellt; im Mittel-

punkt steht nicht allein der Erwerb der für das Kriegshandwerk erforderlichen Fähigkeiten. Gefordert werden insbesondere eine spezifische Wesensart und bestimmte Charaktereigenschaften; Ziel ist die Anerziehung und Anwendung eines militärischen Tugendkataloges, Ausdruck des soldatischen Geistes. Soldat sein heisst Mann sein. Das «männliche Wesen» scheint dem Soldatenideal immanent zu sein. Durch die synonyme Verwendung der Begriffe «soldatisches Wesen» und «männliches Wesen» erhebt sich das Soldatenideal zum Männlichkeitsideal: «Der Begriff des Soldaten löst sich aus seiner ursprünglichen militärischen Sphäre und dient zur Kennzeichnung einer wertvollen Haltung überhaupt.»[8]
Die militärischen Ausbildungsziele bauten auf ein Ideal der «Männlichkeit», bei dem der Begriff «Männlichkeit» nie in Anführungs- und Schlusszeichen gesetzt wird, es handelt sich um «Männlichkeit» schlechthin. Gegenüber einer zivilen «Männlichkeit» mannshohe moralische Überlegenheit reklamierend, wurde die höchste Potenz der «Männlichkeit» angestrebt. «Der echte Soldatengeist, der Mühsale gleichmütig erträgt, dem gewissenhafte Pflichterfüllung in allen Lagen selbstverständlich ist und dessen Willensenergie durch Hindernisse und Gefahren nur gestählt und gekräftigt wird, ist nichts als die *höchste Potenz der Männlichkeit*.»[9]
Die Vorstellung von «Männlichkeit», auf die sich die Militärs beriefen, das angestrebte Ideal, fusste keineswegs auf einem bereits vorhandenen gesellschaftlichen Konsens, sondern war oft Gegenstand expliziter und impliziter Auseinandersetzungen. Nur am Rande sei hier auf die Aushandlungsdebatte des Männlichkeitsideals hingewiesen, die sich über die Jahrhundertwende erstreckte und in der sich das preussische und republikanische Soldatenideal duellierten (vgl. den Beitrag Lengwilers in diesem Band).
Das Militär scheint demnach für die Erforschung von «Männlichkeit» gewissermassen ideale Laborbedingungen zu erfüllen; eine reine Männerorganisation, anhand derer sich die erwünschten «männlichen» Eigenschaften aufzeigen lassen, die sich der werdende Mann in der Rekrutenschule anzueignen hat, um sich als Soldat vom Zivilisten zu unterscheiden. Da aber die Konstrukte «Männlichkeit» und «Weiblichkeit» kontextabhängig sind, lassen sich angestrebte «männliche» Eigenschaften als solche nicht herausdestillieren und auflisten. Die These der Verwendung einer dualistischen Geschlechterrollenzuschreibung als strukturierendes Machtmoment legt nahe, dass diese Konzeption selbst die Institution Militär prägt. Tatsächlich stossen wir im Militär auf «weibliche» Präsenz. Militärische Argumentationen lassen eine ihr zugrundeliegende geschlechterduali-

stische Konzeption erkennen, nach welcher geschlechtliche Konnotationen von Eigenschaften und Tätigkeiten implizit, in manchen Fällen gar explizit vorgenommen werden. Um diese Kontextabhängigkeit von «Männlichkeit» und «Weiblichkeit» zu verdeutlichen, wollen wir einige Beispiele geschlechtlicher Zuschreibungen herausgreifen.

Von der Mannwerdung des Rekruten

Was Rekruten in der Rekrutenschule lernen sollen, entspricht weniger dem Bild des aktiven Kriegshelden im Sinne von unmittelbarer und individueller Gewalttätigkeit und Kühnheit. Der Soldat des im Entstehen begriffenen Massenheeres hat sich in erster Linie in eine gegebene Struktur einzufügen, was vor allem Disziplin und Unterordnung verlangt. Zudem muss er Verhaltensmuster einüben, welche im Zivilleben dem häuslich-privaten Bereich und daher Frauen zugeschrieben werden. Kochen und Putzen beispielsweise sind Tätigkeiten, die im zivilen Leben vorwiegend von Frauenhänden erledigt werden. Die Männerinstitution sieht sich vor das Faktum gestellt, «weiblich» kodierte Aufgaben in ihr Repertoire «männlich» besetzter Tätigkeiten aufnehmen zu müssen, um den Betrieb aufrechtzuerhalten. Insofern findet sich der Soldat im Dienstbetrieb in einer für sein Geschlecht eher ungewohnten Position wieder, denn gerade der Umstand, dass Männer unter sich sind und dass keine «haushaltenden» Frauen zugegen sind, macht es unumgänglich, dass der Tagesablauf des Rekruten bzw. Soldaten geprägt ist von «Kleider- und Schuhbehandlung», «Reinigung der kleinen Ausrüstungsgegenstände», «Flickstunde».[10] Peinlichst genau muss er das Bettenmachen oder den Kaput zu rollen lernen. Die Pflege der eigenen Utensilien sowie die Ausführung der Haushaltarbeiten sind exakt reglementiert, dem sogenannten Inneren Dienst kommt eine besonders disziplinierende Funktion zu. Die angehenden Soldaten haben «in ihren Kantonen mit einem Rekrutendetachement einen Vorunterricht von wenigstens zehn Tagen zu erhalten, der sich zu erstrecken hat auf die Pflichten und Obliegenheiten des Soldaten, überhaupt dessen dienstliches Verhalten, Reinlichkeitsarbeiten, Packen des Tornisters, Rollen des Kaputes und erster Abschnitt der Soldatenschule».[11]
Die Kleidung spielt im Leben des Rekruten ebenfalls eine wichtige Rolle. Er wird angehalten, sich um die passende Ausrüstung zu kümmern. Dies in einem Masse, welches die Assoziation mit dem Verantwortlichkeitsbereich beispielsweise einer

Hausfrau oder Mutter nahelegt. «Beim einzelnen Mann dürfte man ebenfalls fragen, ob er, wenn Waffen, Kleidung und Ausrüstung in seinen Händen sind, denselben die nothwendige Aufmerksamkeit schenke, ob dieselben wirklich in einem solchen Zustand erhalten werden, dass dem Aufgebot sofort in voller Kriegsbereitschaft gefolgt werden könne? Hat der Mann, wenn er zum Fenster hinausschaut und die Temperatur prüft, sich klar gemacht, dass er zum Ausmarsch gute Fussbekleidung und wollene Socken, ein zweites Paar Hosen und schwarzwollene Fausthandschuh (mit einer schwarzen Schnur zu befestigen am Kaputrockkragen) haben muss?»[12]

Diese Anforderungen sind nicht nur nebenbei zu erledigende Unannehmlichkeiten, weil umständehalber keine Frauen da sind, die dies erledigen könnten. Sie haben systematischen Charakter im Rahmen der «Soldatenschule› und wirken darüber hinaus. Der Soldat lernt, die Soldatenstube sauberzuhalten und sein Bett herzurichten. Diese Reinlichkeitsarbeiten, die er im Militär täglich ausübt, wird er bei seiner Rückkehr ins zivile Leben nicht mehr ausüben, sondern seiner Mutter, Schwester oder Gattin auftragen: «Daher muss auch der Soldat sein Lager in Ordnung stellen, die Planke tadellos herrichten, den Boden reinigen und das Fenster weit öffnen, damit Luft und Licht desinfizierend und reinigend einwirke. Welcher Soldat wird nicht mit der Überzeugung nach Hause zurückkehren, dass das gut gelüftete, reine Zimmer gesünder sei als die dumpfe, staubige Stube daheim? Auf mit den Fenstern, wird er befehlen und die Dielen und Boden gekehrt!»[13]

Dielen-und-Boden-Kehren, Kochen, Putzen und Reinhalten der Kleidung wird im zivilen Leben dem Tätigkeitsbereich der Frau zugeordnet. Im Militär aber sieht sich der Rekrut genau vor solche Aufgaben gestellt. Dennoch soll er, so lautete der Volksmund, in der Soldatenschule zum «Mann› werden.

Das Paradox, dass gerade die Ausübung «weiblich› konnotierter Tätigkeiten den Mann erst zu einem solchen macht, ist nur ein scheinbares, sobald der symbolische Aspekt der geschlechtlichen Zuordnung ins Zentrum rückt. Erdheim interpretiert das Militär als «Illusions-Maschine spezifischer Art, die im wesentlichen das Konstrukt der Männlichkeit produziert». So ist auch das Militär die Institution, die paradigmatisch die Kategorien aufstellt, welche die Welt nach einem geschlechtlich konnotierten Symbolsystem ordnen sollen. Was erlernt wird, ist die Aneignung des Standpunktes, von dem aus die Männer die Welt sehen lernen. «Er muss sich mit den Männern identifizieren, indem er ihre Erklärungen von Gegebenheiten zu den seinen macht.»[14] Es geht also darum, den Standpunkt der

Herrschaft zu akzeptieren. Ein Mann zu werden bedeute in erster Linie, Herrschaft «männlich» zu ertragen und sie gegenüber Frauen auszuüben.
Die aus der untergeordneten Position entstehende Verbindung von Passivität und einer Unzahl konkreter Handgriffe habe eine narzistische Angst zur Folge, führt die Sozialisationstheoretikerin Astrid Albrecht-Heide in diesem Zusammenhang weiter aus. Die damit verbundene Verweiblichungsangst leite psychologisch einen Regressionsprozess ein. Weil die labile, männliche Identität auf Stabilisierung der hierarchischen Geschlechterpolarisierung geradezu angewiesen sei, baue der militärische Sozialisationsprozess auf fruchtbaren Boden; er organisiere für die Mehrheit eine gemeinsame reale und zugleich illusionäre Erfahrung. Der Anreiz zur eigenen Unterwerfung bildet somit das Versprechen einer «Männlichkeit», dem Soldaten wird mit seiner Zugehörigkeit zur Armee die Teilhabe an einer militärischen «Männlichkeit» suggeriert und garantiert, wobei diese militärische «Männlichkeit» unübertrefflich «männlich» zu sein beansprucht.
Aufbauend auf die psychoanalytischen Untersuchungen Erdheims entwickelte Albrecht-Heide die These einer erhöhten «Männlichkeit» weiter. Sie spricht vom Militär als «Männlichkeitsmaschine»,[15] in dem nicht (mehr) «der Mann» benötigt wird, sondern vielmehr Teile einer Männlichkeitsmaschine.[16] «Die Teilhabe an einer scheinbar ‹identitätsstiftenden Megamännlichkeit› täuscht über die Bedrohung der Männlichkeit hinweg.»[17] Einerseits wird durch den realen Ausschluss von Frauen, durch die effektive Abgrenzung von «weiblich» besetzten Räumen die Teilhabe an einer «echteren Männlichkeit», einer Art «Megamännlichkeit», suggeriert. Diese Kollektivmännlichkeit wird visuell sichtbar gemacht durch die Uniformierung, welche die individuelle Identität in den Hintergrund rückt. Die Zugehörigkeit zur Armee garantiert so gemäss dieser These dem Soldaten seine «Männlichkeit» und motiviert ihn dazu, die «Frauenarbeit» tapfer zu ertragen.

Das Militär als Spiegel des Geschlechterverhältnisses

Obwohl sich Albrecht-Heides und Erdheims Untersuchungen vorwiegend auf moderne Streitkräfte konzentrieren, lässt sich der psychoanalytische Ansatz auch historisch zurückverfolgen. Es ist der militärischen Ausdrucksweise nicht fremd, Metaphern zu verwenden, welche der zivilen Gesellschaft entstammen und in dieser durchaus Räume oder Begebenheiten symbolisieren, die beide Geschlechter betreffen. Metaphern wie z. B. jene der Familie werden im Militär zur Be-

zeichnung militärischer Strukturen angeführt. Rückgriffe auf bekannte Bilder dienen unterschiedlichen Zwecken; ein Vergleich kann sowohl die Identifikation mit einer Idealvorstellung anstreben als auch als Symbol für das Böse, Unerwünschte oder Bedrohliche fungieren. So verfolgen in der militärischen Sprache vorwiegend «weibliche» Metaphern das Ziel, unerwünschte Situationen zu illustrieren; «Weiblichkeit» ist bei Frauen durchaus erwünscht, im Militär aber droht sie den Mann «weibisch» zu machen.

So bietet sich an, das Männerbiotop Armee als Spiegel der zivilen Gesellschaft im Sinne Simmels mitsamt ihrem Geschlechterdualismus zu sehen.

Zur Verdeutlichung dieser Sichtweise sei hier auf einen Vergleich hingewiesen, der in militärischen Publikationen um die Jahrhundertwende stets wieder auftaucht: den der Familie. «Gerade wie in einer geordneten Familie ein Oberhaupt da ist, das leitet, und Familienglieder, die gehorchen, gerade so notwendig ist es in der Kompagnie, im Bataillon, in der Armee, dass es da Vorgesetzte gebe, die befehlen und Untergebene, die gehorchen. Wenn in einer Familie alle in die Familienangelegenheiten hineinschwatzen wollten, wenn in der Armee sich niemand den erhaltenen Befehlen fügte, wie wären da geordnete Verhältnisse möglich?»[18]

Die Familie enthält aber auch eine Funktionsteilung, unterschiedliche Zuständigkeitsbereiche sind definiert und durch eine hierarchische Struktur verbunden. Mit der Familienmetapher wird beim Beschrieb militärischer Strukturen Bezug genommen auf eine zivile Struktur, die gesellschaftlich wie auch rechtlich massgebend ist. Anzunehmen ist, dass damit an internalisierte Werte appelliert wird; die Soldaten finden sich in der Rolle des Sohnes wieder, und es besteht die Möglichkeit des Aufstiegs innerhalb der militärischen «Familienhierarchie». Was jedoch verdeckt bleibt, ist die tendenziell «weibliche» Besetzung der niederen Hierarchiestufen, sowohl, wie bereits gezeigt, auf der Ebene der Tätigkeiten als auch auf der symbolischen Ebene der Metaphern. Nehmen doch bei dieser Betrachtungsweise die untergeordneten Armeemitglieder die Position der Frau ein, da es vorwiegend Rekruten und Soldaten niederer Hierarchiestufen sind, die «Frauenarbeit» erledigen müssen. Der Aufstieg wäre demzufolge nicht nur mit einem Gewinn an Macht, sondern auch an «Männlichkeit» verbunden; nach einer durchlaufenen «weiblich» besetzten Phase in den unteren Hierarchiestufen steigt der Soldat in immer «männlichere» Ränge auf. Dies wird nicht nur an Hand der Tätigkeiten sichtbar – muss der Offizier keine «Weiberarbeit» mehr leisten, verfügt er doch über einen Soldaten, welcher ihm u. a. die Schuhe putzt –, sondern auch auf der normativen Ebene: «Mit jedem höhern militärischen Grade

und Range wachsen die Anforderungen an die Männlichkeit nicht nur im gleichen Verhältnis, sondern stark progressiv! Je höher daher der Vorgesetzte zu avancieren berufen ist, je mehr und ausschliesslicher muss für die Verleihung des höhern Grades sein männliches Wesen massgebend sein. Der Mann, der Dank seiner hohen männlichen Eigenschaften den höchsten zu vergebenden Grad eines Wehrwesens erklommen hat, ist der Mann der Situation, wenn auch seine körperlichen Kräfte im Schwinden begriffen sein sollten. Keine körperliche Rüstigkeit und keine hervorragende Intelligenz werden die wahre Männlichkeit aus dem Felde schlagen.»[19]

«Weibliche» Metaphern

Es ist also nicht nur die handfeste Ebene der Soldatenerziehung, welche von symbolisch «Weiblichem» durchsetzt ist. «Weiblichkeit» kommt oft als Metapher vor und erfüllt vorwiegend die Funktion der Abschreckung oder Diffamierung. Dadurch wird die Verbindung einer unerwünschten Situation mit einer «weiblichen» Besetzung hergestellt, fussend auf einem geschlechterdualistischen Konzept, in dem die Pole «männlich» und «weiblich» hierarchisch miteinander verbunden sind, wobei die Seite der «Weiblichkeit» in einem «männlichen» Raum abwertend wirkt. «Weiblichkeit» wird als Pejorativ verwendet, in deren Abgrenzung die militärische «Männlichkeit» konstruiert wird.
Genau in dieser Funktion wird beispielsweise die Kritik an der Ausbildungssituation von Instruktoren argumentativ «weiblich» besetzt: «Statt beständig in Hinsicht auf ihre spätere Verwendung als Lehrer und Instruierende der Cadres verwendet zu werden, trägt ihre ganze Verwendung in diesem so ausserordentlich wichtigen, weil grundlegenden Stadium den Stempel der Aushilfe, oder, man verzeihe den Ausdruck, des ‹Mädchens für alles›.»[20]
Im Zusammenhang mit der Abstimmung über die Einführung der neuen Militärorganisation von 1907 wird ebenfalls der Vergleich mit einer «weiblich» besetzten Situation gezogen, um militärische Forderungen zu rechtfertigen. «Es wäre verhängnisvoll, wenn uns die 265'000 Neinsager vom 3. November [MO 1907] veranlassen sollten, den Militärdienst fortan nicht mehr als ernste, unter Umständen vielleicht auch recht anstrengende Männerschule zu betrachten, sondern nach den Rücksichten zu betreiben, die in einem Töchterpensionat am Platze sein mögen. Davon will ein rechter Soldat nichts wissen.»[21]

Abstrakte «Weiblichkeit» kann durchaus auch einen positiven Wert verkörpern. Nur nebenbei sei hier an die idealisierte «Weiblichkeit» in der Person der Helvetia erinnert: die Frau als Mutter der Nation, die sich um das Heil des Vaterlandes, des Gemeinwohls und um die Harmonie im Volke sorgt. Weitaus häufiger aber stellt «Weiblichkeit» in der militärischen Sprache eine Bedrohung für die «Männlichkeit» dar: «Tritt bei uns an die Stelle männlicher, entschlossener Denkweise, die zur Tat drängt, das weibische Empfinden, das in feiger Nachgiebigkeit sein Heil sucht?»[22] Oder: «Hand in Hand damit ging der Einfluss, den das beständige Bemuttern durch die Instruktoren auf die Entwicklung der Offiziere ausüben musste.»[23] Nicht immer tauchen «weibliche» Metaphern explizit auf. Verkleideter und versteckter schleichen sie sich in die Argumentation ein. So soll «die Ehrbarkeit belohnt, die Trunkenheit hingegen, als Mutter aller Unordnungen, gänzlich verbannt werden».[24]

Garantin der «Männlichkeit»

In den hier aufgeführten Beispielen «weiblicher» Metaphern handelt es sich um eine Versinnbildlichung unerwünschter, «unmännlicher» – also «weiblicher» – Eigenschaften. «Männlichkeit» muss nicht explizit genannt werden, um die Gedankenverbindung herzustellen. So wird weibische Todesfurcht verachtet, während Todesverachtung gefordert ist. Aber auch «Weiblichkeit», selbst nicht ausdrücklich angeführt, taucht in umschriebenem Sinne auf; die Assoziation ist hergestellt, die Funktion strukturierend. So wird mit der Auflistung von Eigenschaften wie Weichlichkeit, übertriebene Empfindsamkeit, Schwächlichkeit oder Feigheit ein Rückgriff auf die bürgerlichen Geschlechtercharaktere[25] gemacht und so implizit die Gedankenverbindung zu «Weiblichkeit» hergestellt. Indem die «weibliche» Metapher in diesem Kontext eine Abschreckungsfunktion erfüllt, erhält die Armee die Rolle als Garantin der «Männlichkeit», die der drohenden «Weiblichkeit» die Stirn bietet und die Männer vor einer Verweichlichung zu schützen beansprucht.

In derselben Argumentationslogik, in der das Militär vor einer drohenden «Weiblichkeit» zu schützen scheint, wird alles nicht dem Militär Zugehörige tendenziell «weiblich» besetzt. «Weiblichkeit» wird als Metapher benötigt, um den militärischen vom zivilen Bereich abzugrenzen; entsprechend wird der («biologisch männliche») Bürger als Zivilist «weiblich» konnotiert. Diese Strategie der

geschlechtlichen Zuschreibung findet in folgender Symbolik ihren Ausdruck: «So muss die Armee überall gegenüber dem lauen bürgerlichen Denken das besondere Soldatenbewusstsein erziehen. Mit gutem Gewissen darf sie es tun, denn alle von ihr aufgestellten Soldatenbegriffe sind nichts anderes als altbekannte Manneseigenschaften, um die sich aber das bürgerliche Leben herzlich wenig kümmert.»[26]

Indem der Bürger und Zivilist «weiblich» dargestellt wird, ist der Soldat als Mitglied der Armee per definitionem gegenüber Zivilisten und Frauen ein Mann. Ein Mann, der sich seiner «Männlichkeit» selbst in der Flickstunde sicher sein darf.

Anmerkungen

1 Georg Simmel, «Der Militarismus und die Stellung der Frauen», in: Heinz-Jürgen Dahme, Klaus Christian Köhnke (Hg.), *Georg Simmel, Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter*, Frankfurt a. M. 1985, 108 f.

2 Georg Simmel, «Der Militarismus und die Stellung der Frauen», in: Heinz-Jürgen Dahme, Klaus Christian Köhnke (Hg.), *Georg Simmel. Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter*, Frankfurt a. M. 1985, 111.

3 Ekkehart Krippendorff, *Staat und Krieg. Die historische Logik politischer Unvernunft*, Frankfurt a. M. 1985, 361.

4 Joan W. Scott, *Gender and the politics of history*, New York 1988, 42.

5 Mario Erdheim, «‹Heisse› Gesellschaften und ‹kaltes› Militär». *Kursbuch* 67 (1982), 59–70, 69.

6 *Pädagogische Blätter* 20 (1897).

7 Ausbildungsziele des Schweizerischen Militärdepartements vom 27. Februar 1908, 5.

8 Karl Rohe, «Militarismus, soldatische Haltung und Führerideologie», in: Volker R. Berghahn (Hg.), *Militarismus*, Köln 1975, 267–282, 268.

9 Ausbildungsziele des Schweizerischen Militärdepartements vom 27. Februar 1908, 5 (Hervorhebungen im Original).

10 Hans Kaegi, *Zur Ausbildung des Infanteristen*, Basel 1917, 68 f.

11 *Allgemeine Schweizerische Militärzeitung* (1871), 22.

12 *Allgemeine Schweizerische Militärzeitung* (1871), 2.

13 *Allgemeine Schweizerische Militärzeitung* (1915), 496.

14 Frank W. Young, «Die Funktion der Initiationszeremonien für Männer», in: V. Popp (Hg.), *Initiation*, Frankfurt a. M. 1969, 160–175, 165.

15 Astrid Albrecht-Heide, «Patriarchat, Militär und der moderne Nationalstaat», *ami (Antimilitarismus Information)* 6 (1990), 21–36, 30.

16 Albrecht-Heide stützt sich in diesem Punkt insbesondere auf die Untersuchungen von Brian Easlea, *Väter der Vernichtung. Männlichkeit, Naturwissenschaftler und der nukleare Rüstungswettlauf*, Reinbek 1986.

17 Astrid Albrecht-Heide, «Patriarchat, Militär und der moderne Nationalstaat», *ami (Antimilitarismus Information)* 6 (1990), 31.
18 Ernst Schibler, *Die Armee, die Beschützerin unserer Freiheit*, Frauenfeld 1907, 31.
19 *Allgemeine Schweizerische Militärzeitung* (1913), 49 (Hervorhebungen im Original).
20 *Allgemeine Schweizerische Militärzeitung* (1909), 148.
21 *Allgemeine Schweizerische Militärzeitung* (1907), 382.
22 Fritz Prisi, *Soldatische Dienstauffassung und Dienstbetrieb*, Bern 1914, 20.
23 *Allgemeine Schweizerische Militärzeitung* (1909), 316.
24 *Allgemeine Schweizerische Militärzeitung* (1908), 266.
25 Vgl. dazu Karin Hausen, «Die Polarisierung der ‹Geschlechtscharaktere› – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben», in: Werner Conze (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas: neue Forschungen*, Stuttgart 1976, 363–393.
26 *Allgemeine Schweizerische Militärzeitung* (1912), 260 (Hervorhebungen im Original).